

Der Weiße Sonntag in Afrika.

Regel kam ich jede zweite Woche, erkundigte mich nach seinem Befinden, nach dem seiner Kinder und Enkel, sprach auch vom Vieh und Wetter, von der guten alten Zeit, kurz von allem Möglichen. Da merkte er, daß ich es gut mit ihm meine und freute er sich zulezt, so oft ich zu ihm kam. Sobald ich aber das Gespräch auf einen religiösen Gegenstand überlenken wollte, wurde er einsilbig und kurz: „Ich bin jetzt müde,“ pflegte er dann zu sagen, „komm ein anderesmal wieder!“ — Da hieß es Geduld haben und fleißig beten, bis die von Gott bestimmte Zeit gekommen.

Einmal kam auch unser Missionär, der S. S. P. Emanuel, hieher. Er wollte die drei Amakefchla, von denen er schon so oft gehört hatte, sehen und nahm mit den beiden, die getauft werden wollten, ein kleines

„Ich bin jetzt müde; laß mich allein. Ich will übrigens über die Sache nochmals nachdenken. Wenn mein inhiziyo (Herz) nach der Taufe verlangt, werde ich dich rufen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Weiße Sonntag in Afrika.

Reichenau. — Ostern, das große, hochherrliche Fest mit seiner glanzvollen Oktav ist kaum zu Ende, noch tönet der Alleluja-Gesang in den Herzen der frommen Gläubigen, die allzumal aus allen Stämmen, Völkern und Nationen dem großen Sieger zjubeln, der sie herausgeführt aus der Todesnacht der Sünde einem neuen Ostermorgen entgegen, und schon naht ein



Schule in Hardenberg (P. Bernard).

Examen vor. Sie machten ihre Sache ziemlich gut, nur bei Nonnoff sah auch er, daß vorläufig nichts zu machen sei. Er tat übrigens sein Bestes, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Der seeleneifrige Priester setzte sich an seine Seite und sprach mit ihm so liebevoll, wie ein Vater mit seinem kranken Kinde. Es war ein eigentümlicher Kontrast: hier der junge, gesunde Priester in seinem weißen Ordensgewand, und nebenan der alte, blinde und ausfällige Schwarze in seiner braunen Wolldecke.

Auf die Frage, warum er denn ohne Taufe und ohne Gott sterben wolle, entgegnete er: „Ich will mich nicht zum Gotte der Weißen wenden, denn sonst müßte ich die Geister meiner Vorfahren verleugnen.“ — „Aber der Gott der Weißen ist auch der Gott der Schwarzen.“ — „Das mag schon sein; allein die Geister meiner Vorfahren haben mir nichts zuleide getan; warum soll ich sie also erzürnen, indem ich mich zu Gott bekehre?“

„Nicht die Geister deiner im Heidentum gestorbenen Ahnen, sondern Gott, Unfulumfulu, der Große-Große, allein hat alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“

zweites, überaus gnadenreiches und weisvolles Fest, der Weiße Sonntag, der Tag der ersten hl. Kommunion.

Schreiber dieser Zeilen, noch ein Neuling im großen Werke der Mission, will es versuchen, den geehrten Lesern des „Bergischmeinnicht“ ein schwaches Bild zu entwerfen, wie dieser große Tag in Reichenau, der bekannten Missionsstation Südafrikas, gefeiert wurde. Diese eine Station gelte zugleich als Repräsentantin aller übrigen, denn aus naheliegenden Gründen gestaltet sich diese Feier überall mehr oder weniger gleich.

Die Zahl der Erstkommunikanten betrug diesmal 56. Es waren alte, längst ergraute Häupter dabei, die noch in der ersten Stunde dem Rufe der Gnade ein offenes Ohr geliehen; dazwischen kamen junge, hoffnungsvolle Burschen und Mädchen, noch wenig vertraut mit dem Ernst und der Sorge des Lebens, endlich auch förmliche Kinder, rein und unberührt vom Gifthand der Sünde, die Glücklichen unter allen.

Dem großen Tag ging eine Zeit ernster Vorbereitung und strenger Prüfung voran, nicht minder anstrengend für den Priester und Missionär, wie für jeden Erst-

kommunikanten selber. Zuletzt wurden förmliche Exerzitien mit den schwarzen Neubekehrten gehalten, und ich muß gestehen, daß sie alle diese frommen Uebungen mit einem Ernst und einem Verständnisse mitmachten, die sogar für manchen weißen, im wahren katholischen Glauben geborenen und erzogenen Christen, hätte zum Vorbild dienen können. Nicht nur hörten sie mit gespannter Aufmerksamkeit die verschiedenen Predigten und Unterichte, sondern bewahrten dieses ernste Schweigen und diesen gesammelten Geist den ganzen Tag hindurch. Da sah ich z. B. 10 bis 15 Kaffernfrauen — viele von ihnen hatten kleine Kinder auf dem Rücken — Stunde um Stunde im nahen Felde arbeiten, ohne daß auch nur eine von ihnen ein müßiges Wort gesprochen hätte. Da hieß es buchstäblich: „Die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott.“ Den gleichen Ernst gewahrte ich bei den Männern, Jünglingen und Jung-

zuehen, während die Schwester Sakristanin meist in der Nähe des Altares beschäftigt war, um mit Kerzen, Blumen und frischem Grün dem ganzen Presbyterium einen hochfesttäglichen Anstrich zu verleihen. Um 8 Uhr Abends endlich begab sich alles zur Ruhe, und ich denke, die Engel Gottes hielten Wacht, daß diese lilienreinen Kinderherzen auch nicht der Schatten einer Sünde trübe. —

Dem jungen Tag ging ein wunderschönes Morgenrot voraus, wie ich es selten in der deutschen Heimat gesehen. Schon um die vierte Morgenstunde fanden sich die auf der Station wohnenden Erstkommunikanten in der Kirche ein. Noch nie habe ich diese guten Kinder so in Andacht versunken gesehen, wie an jenem Tage. Wie mag sich da der liebe Heiland gefreut haben, der heute zum erstenmale seinen Einzug halten wollte in ihre Herzen! — Kurz vor 10 Uhr begab sich der P. Missionar mit acht Ministranten und den Erstkommunikanten des vorhergehenden Jahres zur Schule, um die diesjährigen Ausgewählten in feierlicher Prozession zur Kirche zu geleiten. Es war ein tiefergreifender Anblick, als die lange, wohlgeordnete Doppelreihe unter Absingung des Psalmes: „Confitemini Domino, quoniam bonus“ an uns vorüberzog. Sie trugen Kerzen in den Händen; die Mädchen waren weiß gekleidet und hatten Kränzlein auf dem krausen schwarzen Haar, die andern trugen dunkle Kleider. Mehr als einem dieser schwarzen Erstkommunikanten liefen heiße Tränen über die Wangen, Tränen des Glückes und der Freude ob der übergroßen Gnade, deren sie heute gewürdigt werden sollten.

In der Kirche angekommen, warfen sich alle auf die Kniee nieder und beteten mit tiefer Andacht. Es folgte die hl. Messe, eine ergreifende Ansprache und endlich der heißersehnte Augenblick der hl. Kommunion. Wie freudig pochten da wohl die Herzen dieser Glücklichen! In tiefster Ehrfurcht nahen sie nun dem Tische des Herrn,

um hier zum erstenmale aus des Priesters Hand das Brot des Lebens zu empfangen. Ihr Glück ist voll! Sie haben erhalten, was sie solange ersehnt, und jedes einzelne von ihnen kann nun mit der Braut im Hohenliede ausrufen: „Mein Geliebter ist mein, und ich bin sein!“ — Es folgte die Dankagung und die Rückkehr zur Schule in feierlicher Prozession. Wir alle, Patres, Brüder und Schwestern, sowie die ganze große Gemeinde der schwarzen Neubekehrten nahmen innigen Anteil an der Freude und dem Glück dieser Ausgewählten, und ich wollte nur, es wäre auch unsern geehrten Lesern, sowie allen Gönnern und Freunden der Mariannhiller Mission gegönnt gewesen, Zeugen der schönen Feier zu sein.

Es folgte ein bescheidenes Mittagsmahl, doch zu meiner Verwunderung wollte ihnen heute Speis und Trank nicht munden. Sie seien übertoll von höherem, himmlischen Glück, sagten sie und wollten heute am liebsten sterben. Im Laufe des Nachmittags machten sie mit ihrem P. Superior einen gemeinsamen Besuch beim Allerheiligsten, dankten aus tiefstem Herzensgrunde für die übergroße Gnade der hl. Kommunion und fügten daran innige Gebete für das leibliche und geistige Wohl ihrer edlen Wohltäter drüben, überm



Erstkommunikanten in Zentochau
mit ihrem Missionar, dem hochw. P. Emanuel Hantsch und dem schwarzen Priester Andreas Ngidi.

frauen. Mit Staunen war ich Augenzeuge, wie diese schwarzen Kinder Afrikas schon um 4 Uhr Morgens in der Kirche in stiller Sammlung den hl. Kreuzweg beteten und am Abend ihre Vorgesetzten, Lehrerinnen und Arbeitsvorstände in kindlicher Demut um Verzeihung baten, wenn sie ihnen sollten jemals wissentlich oder unwissentlich einen Verdruß bereitet haben. Jeder und jedes ging mit sich selbst gar streng zu Gericht, und glaubte einer einen Fehler gefunden zu haben, so eilte er ins hl. Bußgericht, seine Schuld zu bekennen. Bei all dem haute keines auf das eigene Bemühen, sondern einzig und allein auf die Gnade Gottes. Die Brüder und Schwestern mußten für die Erstkommunikanten eine Novene halten, und diese ließen um die Gnade einer recht würdigen, heiligen Kommunion aus ihren kleinen Ersparnissen und einigen milden Gaben, die sie von wohlgesinnten Leuten erhielten, zehn hl. Messen lesen.

So kam der Vorabend vom Weißen Sonntag heran. Feierliches Glockengeläute verkündete das kommende schöne Fest. Hoch vom Turme wehte, lustig flatternd, eine Fahne; im Innern des Gotteshauses aber war eine Menge fleißiger Hände tätig, ihm einen möglichst würdigen Schmuck zu verleihen. Die schwarzen Mädchen putzten und segten, daß es eine Freude war, ihnen zu-

großen Ozean. Kann solch' ein Gebet, unter solchen Umständen dargebracht, unerhört bleiben am Throne Gottes?

Zum Schlusse habe ich nur noch den einen Wunsch, daß das hehre Licht des Evangeliums all den vielen Tausenden aufgehen möge, die im schwarzen Erdteil noch in der Nacht des Heidentumes seufzen, und daß ihre weißen Mitbrüder und Mitschwester im fernen Europa und Amerika nicht müde werden, die Arbeiten der Missionäre durch Gebet und milde Gaben zu unterstützen. Es handelt sich da um ein großes, überaus edles Werk; wer will sich dabei eine ewige, unverwelkliche Krone verdienen?

Dem Himmel zu.

Von Schw. Valentin, C. P. S.

Mariatal. — Juliana Mize, eines der Schulfädchen, das zum Beginn des Jahres 1911 unsern geehrten Wohltätern seine Glückwünsche übersandte, weilt nicht mehr unter uns. Im August vorigen Jahres ist sie heimgegangen, und ihr Tod war so schön und erbauend, daß ich nicht umhin kann, unsern Lesern davon zu erzählen.

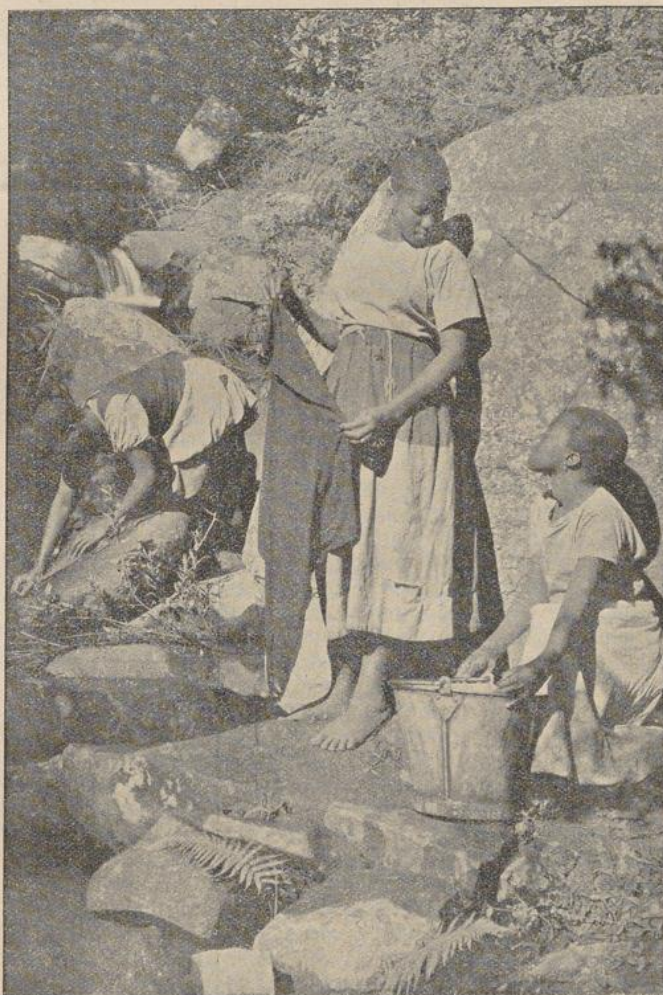
Juliana weilte schon vier Jahre in unserer Missionschule und war immer ein Muster des Gehorsams und der Bescheidenheit; dabei war sie verträglich, fröhlich und arbeitsam wie wenige. Eine besondere Liebe und Verehrung hegte sie zur lieben Gottesmutter; daher kam wohl auch die zarte Reinheit, die ihr ganzes Wesen und Handeln so wunderbar verklärte. Am weißen Sonntag 1911 ging sie zum erstenmale zum Tische des Herrn. Seit jenem Tage bemerkte ich an ihr eine solch' ungezwungene, aus innerstem Herzen kommende Fröhlichkeit, daß mir oft die bange Frage kam: was wird wohl aus diesem Kinde werden? Sie schien mir zu glücklich zu sein für diese Welt, und ich fürchtete, der Herr möchte sie bald zu sich nehmen.

Nun kam ein Ereignis, das den tiefsten Eindruck auf das weiche Herz dieses Kindes machte: Unsere gute Schwester Zita wurde krank und kam rasch dem Tode nahe. Sie hatte immer ein demütiges, in Gott verborgenes Opferleben geführt, und ihr Ende glich einem schönen Sonnenuntergange. Da sie volle 18 Jahre hindurch auf der Missionsstation Mariatal tätig gewesen war, kannte sie natürlich jedes Kind, und alles, die Schwarzen nicht minder als die Weißen, nahmen den innigsten Anteil an ihren Leiden. Schon in früher Morgenstunde eilten Tag für Tag einige Mädchen zum Schwesternkloster und fragten, wie es Schwester Zita gehe. Einige hatten das Glück, persönlich mit ihr zu reden, und die gaben nun der guten Schwester, die nach ihrer Meinung bald vor dem Throne Gottes erscheinen sollte, eine Menge Grüße an die seligen Himmelsbewohner mit, besonders an die liebe Mutter Gottes, an ihre heiligen Patrone und an den heiligen Joseph; letzterer sollte ihnen allen einmal die Gnade einer glückseligen Sterbestunde bei Gott erbitten.

Eines Morgens nahm bei der Kranken die Schwäche so überhand, daß sie nicht mehr kommunizieren konnte. Da beratschlagten die Mädchen, was sie doch im Laufe des Tages alles beten, arbeiten und Gott aufopfern sollten, um ihr wieder die Gnade der heiligen Kommunion zu vermitteln. Wirklich hatten sie am nächsten Morgen die Freude, das Allerheiligste unter frommem Gebet zu Schwester Zita begleiten zu dürfen.

So kam der Vorabend vom Feste Christi Himmelfahrt. An diesem Tage hauchte die Kranke unter priesterlichem Beistand still und friedlich, wie sie gelebt, ihre Seele aus. Die Kinder arbeiteten an jenem Tage in der Mühle (St. Isidor). Als sie gegen Abend heimkamen und hörten, Schwester Zita sei gestorben, ließen sie alles liegen und eilten dem Schwesternhause zu, um die Dahingeschiedene zu sehen und für sie zu beten, dann holten sie frisches Grün und wanden Kränze, um für den kommenden Tag den Sarg und das Grab zu schmücken. Man ließ sie ruhig gewähren.

Juliana aber verlor alle Fassung. Sie faßte hundert Dinge an und brachte doch nichts fertig, dabei rief sie beständig: „O die Muttergottes, die Muttergottes! Schwester Zita, grüße mir die liebe Mutter Gottes und hole mich bald ab!“ — Ich ermahnte sie zur Ergebung



Beim Kleiderwaschen.